

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Geres, Konstantin: Der Schermauser [5 Bilder; Wagner, Erdmann]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Scher- mauser.

Frei nach einer
wahren Begeben-
heit von
C. Geres.

Es mögen jetzt über 40 Jahre her sein, seit ich Mitglied der Umfänger Jagdgesellschaft, und öfter in der Krone, die ein recht braves Wirtshaus war, einzutreten pflegte. Der alte Kronenwirt, selbst ein erfahrener Jäger, leistete mir oft Gesellschaft und gab mir

manchen guten Rat. Nun war ich aber, außer einem Freunde des edlen Weidwerks, auch ein Liebhaber der lederen Schwammerlinge, und besonders Steinpilze waren meine Passion. Ich erkundigte mich eifrig nach den Standorten.

„Ja, Herr Primerritenant, wenn Sie was über Schwämme wissen wollte, do münt Sie unseren Schermuser frage, den Hagedorn, des isch en alter Spaniol und frisst des Tüfelzüzig, — der kennt sich us dermit.“

„Was, — der ein Spaniole?“

„De jo, des heißt, er isch mit unsere Soldate untern Napoleon in Spanie g'si. Mein — der weiß viel zu verzähle!“

„In Spanien war er? Das interessiert mich, denn mein Vater war ebenfalls ein Spaniole, wie Ihr sagt, und hatte manches dort erlebt. Den muß ich sprechen. Wo finde ich den Schermuser?“

„Wenn er nit bin Schermuser ischt, sigt er in sin Hüßli und macht Vogelkäfig. 's isch es lerschte Hus im Dorf, Wellebänge zu.“

„Danke, Herr Kronenwirt, ich werde den Mann aufsuchen, den muß ich näher kennen lernen.“

Nun kannte ich den Schermuser wohl vom Sehen; — es war ein schlanker Geiße. Winter und Sommer trug er eine kegelförmige Mütze von Manhuwrtsfellen, unter der das weiße Haar in laugen Strähnen hervorhing. Die Toilette des alten Spaniolen konnte man keineswegs gewählt nennen. Im Sommer ging er hemdärmelig und barfuß, bei Regenwetter hatte er einen alten Maltersack, im Winter aber einen Pferdteppich überhängen. Es war ein lagerer, wetterfester Geiße, der mir aus Sehnen und Knochen zu bestehen schien — den Siebziger hätte ihm aber wohl keiner angesehen.

Das Hänslein Hagedorns war freilich ein höchst armeliger Bau. Mit bemoostem Stroh bedeckt, enthielt es nur zwei Gellasse, eine Stube und eine Küche, die im Winter zugleich Wohnzimmer war.

Dabei war aber die Lehmmutter sauber mit Kalk getüncht und das kleine Gärtchen ordentlich gehalten. Ich fand den Alten dabei. Er saß, ein Viechchen pfeifend, an der Arbeit, Vogelkäfige zu flechten. Als ich die Hausthüre, welche zugleich Küchenthüre war, öffnete, erhob er sich von seinem Dreibeine und sagte freundlich: „Guten Tag, Herr Rutenant, was verschafft mir die Ehre?“

Ich brachte mein Anliegen wegen der Schwämme vor und bat ihn, mir welche zu bringen, ich wolle sie

gut bezahlen. Dies sagte er bereitwillig zu, was jedoch die Standorte betraf, so war er, wie ich eigentlich erwartet hatte, sehr schweigsam. So kullpste sich unsere Bekanntschaft an, und da ich den Alten öfter in Wald und Feld sah, so fragte ich ihn über dies und das, gab ihm öfter eine Cigarre, die er dankbar annahm, und brachte gelegentlich auch die Rede auf Spanien. Zu meiner Freude stellte sich heraus, daß der Hagedorn in derselben Compagnie gestanden wie mein Vater, und zwar als „Stöcklesmusikant“, wie er es nannte, als Tambour.

So wurden wir vertrauter, und eines Tages, als er eine frische Cigarre angebrannt und den Rest meiner Feldflasche ausgetrunken hatte, begann er plötzlich: „Jetzt, Herr Rutenant, will ich Ihnen etwas erzählen, was ich sonst noch niemanden mitgeteilt habe; ich denke, es wird Sie interessieren, und verraten werden Sie mich nicht. Ich betrachte es wie eine Art Beichte, wenn Sie mich auch nicht absolvieren. Also — hören Sie:“

Mein Vater, Gott habe ihn selig, war ein Weber und, wie alle Weber, ein blutarmer Teufel, der kaum das trockene Brot für sich, die Mutter und die Geschwister zusammenraderen konnte.

Weberle, Weberle, wick, wick, wick —

D'Schlichte macht kein' Mensche dick —

singen die Kinder, und sie haben recht.

Die Zeit war gekommen, daß ich meinem Vater aus dem Brot sollte. Weber werden und auch Hunger leiden wollte ich nicht, und so bin ich Tambour geworden. Es war eine neue Zeit gekommen. Der Napoleon schmiß alles durcheinander, die Soldaten waren Meister, und aus Bauernbuben wurden Herzöge; — da meinte ich, könne es mir auch nicht fehlen, ich müßte es zu etwas bringen.

Nun, zum Herzog hab' ich's nicht gebracht, aber doch zum — jedoch, ich will ordentlich erzählen, der Reihe nach. Also — ich bin Stöcklesmusikant geworden. Die Böpfe waren kurz vorher abgeschafft, aber die spanischen Köpfe und die Fuchtelkingen waren noch da, und unsere Büchel waren oft schöner blau als unsere alten Röde. Da hat nun der Napoleon neue Soldaten gebraucht gegen die Spaniolen, die auffällig waren, und so wurde ein neues Regiment formiert, das Regiment Harant, zu dem ich kam, und zwar zu derselben Compagnie wie Ihr seliger Herr Vater. Das Regiment und noch eine Batterie unter dem Passolay ist nun nach Spanien marschiert. Uns kommandierte der Oberst Porbeck. Im Jahre 1808 ging's über Rehl nach Straßburg und Metz, wo uns unsere alten Schmalkaldener Kufische abgenommen wurden und wir französische Gewehre und Munition bekamen. So sind wir durch Frankreich gezogen, bis Orleans, wo uns der Lesebvre inspizierte, und die Division formiert wurde, welche der General Leval kommandierte. Von dort ging's über Bayonne und Mitte Oktober über die Bidassoa, den Grenzfluß, und wir kamen vorerst in die spanische Stadt Brunn.

Unsere Division war ein Volk aus aller Herren Länder, obgleich sie die deutsche hieß. Die erste Brigade, unter dem Oberst Porbeck, waren wir und die Nassauer, die zweite Holländer, und die dritte Pariser Garde, Frankfurter und Hessen.

Wir brauchten nicht lange stille zu sitzen; schon Ende Oktober bekamen wir die ersten blauen Bohnen zu schmecken, und von dort an riß das Vergnügen nicht mehr ab.

Es kamen die Schlachten von Bornosa und Val-

masedo, dann kamen wir nach Madrid, wo uns der Napoleon selbst inspizierte und wir unser „Vive l'empereur“ brüllten, so gut wie die Franzosen.

Der Naps war ein verfluchter Himmelskrumener, er wußte die Leute zu behandeln, er sprach mit dem gemeinen Mann, lobte ihn und schüchtelte die Offiziere. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Wenn Sie nun meinen, Herr Lieutenant, wir hätten es in der Hauptstadt gut gehabt, da irren Sie sich gewaltig. Das war ein wahres Hölleleben in dem gottverdammten Neste. Wir mußten fortwährend Patrouille machen, und doch hörten die Mordthaten nicht auf. Jeden Tag wurden fünf bis sechs Soldaten umgebracht, die sich bei der Dunkelheit noch in den Weinstreipen herumtrieben, ja, unser Büchsenmacher wurde am hellen Tage durch einen Dolchstich auf dem Marktplatz verwundet. Was half es, daß man die wütenden Spaniolen dutzendweise niederschoss, es kamen immer wieder neue Mörder — der Haß gegen die Franzosen war zu groß.

Wenn ein ganzes Volk nicht will, kann man es auf die Dauer nicht unterdrücken. Wir konnten zuletzt keinen Schritt mehr wagen ohne Kampfbereitschaft. Jeder Laib Brot mußte von einer halben Compagnie eskortiert werden — es war ein Hundeleben, so daß wir Gott dankten, als wir endlich die Residenz des Teufels verließen. Allein wir kamen vom Regen in die Traue.

Unsere Quartiere waren in der herrlichen Gegend von Talavera, wo Oliven, Citronen und Pomeranzen gediehen, leider aber auch vorzüglichlicher Wein wuchs. Dies war das Unglück unserer Leute — sie konnten dem Sausenfes nicht widerstehen, und während sie nach Wein ausgingen, fielen sie der Rache der Spanier anheim und wurden in der schrecklichsten Weise ermordet. Die Wut der Barbaren ging soweit, daß sie den Unglücklichen lebendig die Augen ausriffen und Glied für Glied verstümmelten. Das erbitterte unsere Leute auf furchtbarste, und weil dazu noch die Trunksucht das ihrige beitrug, wurden auch von unserer Seite die schrecklichsten Handlungen verübt; die Menschen wurden zum wilden Raubtier. Dabei stand der Feind in nächster Nähe und schikanierte uns auf alle Art. Wir verfluchten, denselben zu vertreiben, aber die Nuß war allzubart.

Nun ereignete sich ein Vorfall, der in meinem Schicksale eine große Rolle spielen sollte.

Die Gebirgsbewohner jenseits des Tietar waren im Aufruhr, und eine Abteilung von 25 Mann westfälischer Reiter wurde nach Arenas gesendet, um Ordnung zu schaffen. Die Einwohner empfingen die Westfalen mit aller Freundschaft und bewirteten sie reichlich, in der Nacht jedoch fielen sie über dieselben her und ermordeten sie alle, bis auf einen Mann, der entwichte und die Nachricht von dem Vorfalle nach Madrid brachte.

Das erforderte blutige Rache, und um diese Rache auszuführen, wurde die Division Leval bestimmt, zu der wir gehörten. Die Rache war fürchterlich. Die Stadt wurde geplündert, und da die wütenden Soldaten durch den aufgefundenen starken Wein bald trunken waren, haßten sie wie die wilden Tiere. Alles, was von Bürgern in der Stadt war, wurde auf die grausamste Weise gemordet. In der Nacht brach Feuer aus, und mit den verfluchten Einwohnern verbrannten viele betrunkene Soldaten.

Am Morgen verließen wir die Trümmer der unglücklichen Stadt und kehrten nach Talavera zurück. Es folgten nun die Schlachten von Talavera und Al-

monacid. Da ich Ihnen aber keinen Bericht über den spanischen Feldzug geben kann und geben will, so gehe ich rasch zu dem über, was mein eigenes Schicksal bestimmte.

Die vielen Kämpfe und Entbehrungen hatten die Truppen ziemlich herunter gebracht, und damit dieselben sich einigermaßen erholen konnten, wurden sie in die herrliche Gegend um den Tajo, bei Chinchon und Colmenar, verlegt. Hier war nun ein fürnliches Paradies. Wein, Fleisch und Brot und zur Zusatze Melonen nebst dem herrlichen Obst gab es in Hülle und Fülle.

Damit die Mannschaften sich völliger Ruhe überlassen konnten, wurden zur Sicherung zwei Compagnien, eine nassauische und eine badische, nach Fuentesdienna und Villamanrique, um das rechte Ufer des Tajo verlegt. Die badische unter Hauptmann v. Froben kam nach Villamanrique und bei dieser standen Ihr Herr Vater und ich.

Unserem Brigadier, General Schäfer, kam die Sache nicht ganz geheuer vor, da man allerhand von feindlichen Streifpartien munkelte, und er bat den General Leval, die beiden Posten verstärken oder näher heranziehen zu dürfen. Der Franzose lachte ihn aber aus und meinte, die Leute sollten sich's wohl sein lassen, die Spaniolen hätten so auf die Nase gekriegt, daß sie allen Appetit zum Beißen verloren hätten. Er konnte eben die verbißenen Gesellen nicht.

Wir hatten's uns bequem gemacht und nur ein paar Posten ausgestellt, da kam das Unglück über uns. In der Nacht vom 21.—22. August 1809 — es denkt mir wie gestern — wurden wir überfallen. Das Städtchen Villamanrique liegt hart am rechten Ufer des Tajo, über den nur eine gangbare Furt führt. Wir lagen zu drei oder vier zusammen in den Häusern und ließen es uns auf raschelndem Maisstroh wohl sein, besonders, da es an einem kräftigen Schlaftrunk nicht gefehlt hatte. Ich lag in der Nähe der Stationswache, die in einem alten Kloster untergebracht war, damit ich im Falle der Not gleich Alarm schlagen konnte. Der 21. war ein glühend heißer Tag gewesen und am Abend zog ein schweres Gewitter herauf, das sich in der Nacht über uns entlud. Das schreckte mich aber nicht, ich schlief wie ein gesunder junger Bursch, der abends einen tüchtigen Schluck gethan, und kümmerte mich nicht um Donner und Blitz. Im Schlafe kam es mir jedoch vor, als hörte ich Lärm und Schießen, und plötzlich wurde ich aufgerüttelt.

»Haus — Tambour, raus, schlag Generalmarsch, der Feind ist da!« —

Ich war gleich wach, hörte deutlich das Schreien und Schießen, und da wir uns nie auskleideten, stand ich bald auf der Straße und das »Kommt, Kamerad, kommt« wirbelte in den Donner hinein, und alsbald hörte ich die Antwort des andern Tambours, der bei dem Hauptmann lag. Die Leute stürzten aus den Quartieren und das Kleingewehrfeuer verbreitete sich im Orte.

Da plötzlich stürmte eine wilde Reiterchar die dunkle Straße herauf, wir waren im Nu überritten, und unbarmherzig wurden die deutschen Soldaten niedergebauen. Ich hatte mich bei dem Anprall auf die Stiebtreppe eines Hauses geflüchtet, da schlug mir so ein Hund von Spaniolen von rückwärts mit einem Gewehrkolben über den Kopf, und ich stürzte bewußtlos zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich unter einem Haufen Toter und Verwundeter auf dem Marktplatz, und ich hörte deutlich, wie die Spaniolen, die ich recht gut verstand, beratschlagten, was sie mit den Gefangenen anfangen sollten. Die meisten waren dafür, uns ein-

fach abzumurfen, natürlich nach vorausgegangener Schinderei. Doch einer der Vornehmsten meinte, man solle uns den Engländern abliefern, die brauchten Gefangene zum Auswechselln und zahlten ein ordentliches Geld dafür. Diese Meinung drang durch; damit aber auch der andern Partei ihr Recht wurde, überließ man diesen die nicht marichfähigen Blessierten, und diese armen Teufel wurden nun auf die grausamste Weise abgeschlachtet. Ich wurde mit Kolbenstößen zum Aufstehen gezwungen und mußte, die Hände auf den Rücken gebunden, mit blutüberströmtem Gesicht, barfuß — die Schuhe hatten sie mir ausgezogen —, zwischen zwei Pferden angeseilt, der Bande folgen.

Lange ging für mich die Reise nicht. Trotz aller Kolbenschläge und aufmunternden Bajonettstiche konnte ich nicht mehr — ich brach zusammen. Ich erwartete einfach, niedergestossen zu werden, und ich war so heruntergekommen, daß ich dies als eine Wohlthat betrachtete hätte. Aber es kam anders. Ein englischer

Militärarzt, welcher die blessierten Spaniolen verband, hatte ein menschliches Herz und nahm mich und noch ein paar arme Teufel auf, und nach mancherlei Strapazen kamen wir ins Kriegspital nach Granada.

Dort sah es zwar auch böß aus, aber nach allem, was wir durchgemacht, deuchte es uns wie im Himmel. — Dem Himmel kam ich auch wirklich sehr nahe, denn ich bekam ein bößartiges Fieber und hörte schon droben bei der großen Armeegatterung

schlagen. Jedoch meine Jugend und kräftige Konstitution siegten, und nach ein paar Wochen war ich wieder auf dem Strumpf.

Neben mir lag ein Landsmann, ein Pfälzer, Namens Kohnschmidt, der außer einer Schußwunde noch mehrere Säbelhiebe erhalten hatte. Während ich immer besser wurde, ging's mit dem armen Kerl immer mehr bergab. Er sah selbst ein, daß er es nicht lange mehr treiben konnte, und eines Tages, als ich ihn tröstete, sprach er: »Nun, alter Spezel, mit mir ist es aus, und 's ist auch gut so, ich käme doch nur als Krüppel heim, und mein Alter, der sich kümmerlich durchs Leben schlagen muß, hat selbst nichts zu nagen und zu beißen. Ich hab' zwar gehofft, daß ich einen rechten Schick gemacht hätte, aber es hat mir nicht glücken sollen, und wer weiß, ob es überhaupt etwas ist? Aber du kannst es versuchen, und schlägt's ein, so gönne ich dir's brüderlich. Komm, setz dich auf mein Bett, damit uns keiner belauscht,« sprach der todkranke Mann weiter, »und höre mich.

Du weißt, wie wir es trieben in Arenas. Ich war mit mehreren andern in die alte Kirche geraten, wir hatten in der Sakristei die Schränke aufgebrochen und rissen die silber- und goldgestickten Prießergewänder heraus. Während die andern mit ihren Taschennessern die goldenen Stückerien herunter trennten, entdeckte ich in einem alten geschnittenen Schranke eine verschlossene Lade, die ich mit dem Säbel aufbrach. In dieser Lade fand ich ein ledernes, gepreßtes Kästchen, das ich einstweilen in meine Brottasche steckte, um es zu gelegener Zeit zu öffnen, denn ich dachte mir, es müsse etwas Besonderes darin sein. Als ich später von dem festverschlossenen Kästchen den mit einem Kreuze versehenen Deckel herabriss, fand ich darin ein paar in Seide gewickelte kleine Knochen, ein altes Pergament und einige Ringe, sowie ein mit Steinen besetztes kleines Kreuz, das wie die Sonne funkelte. Die Knochen warf ich weg und behielt nur den schönen Dedel, der noch in meinem Brotsack steck, und die Ringe und

Steine, welche ich in einem Ledersäckchen unter der Achselhöhle verborgen habe. Die sollen dein sein, weil du mich so treulich verpflegt. Ist das Ding von Wert, so mag es dir gute Tage verschaffen, — ist es aber wertlos, so behalte die glänzenden Dinger als Andenken an deinen alten Spezel.

Damit übergebe mir der arme Kerl ein schmutziges Säckchen von altem Handschuhleder, bat mich, ihn allein zu lassen, und legte sich ermattet nieder. Am nächsten Tage marschierte er ab zum großen Haufen.



Da plötzlich stürzte eine wilde Reiterchar die dunkle Straße herauf.

Als die Krankenwärter, die Verlassenchaftskommissäre, wie wir sie nannten, die ärmlichen Habseligkeiten teilten, bat ich sie um den Dedel des Kästchens, der sich im Brotbeutel fand, als Andenken, den sie mir auch, als völlig wertlos, willig gaben.

Nun war ich freilich soweit hergestellt, daß ich zu kleinen Hülfeleistungen im Lazarett verwendet werden konnte, da kam aber eine andere Not über mich.

Es waren, außer mir, noch ein halbes Dutzend deutscher und holländischer Kriegsgefangener im Lazarett, die wieder kriegsdienstbar hergestellt waren. Eines schönen Tages wurde uns nun eröffnet, daß uns die Wahl bliebe, entweder in englische Dienste zu treten, oder als Gefangene auf englische Kriegsschiffe verbracht zu werden.

Da war eines so schlimm wie das andere. Nahmen wir englischen Kriegsdienst an und gerieten, was bei den ewigen Katzbalgereien leicht möglich war, in französische Gefangenschaft, so war uns eine Kugel sicher, und kamen wir auf die englischen Pontons, so hatten wir

Aussicht, langsam im Glende zu verreiben. Da ward uns die Wahl, weiß Gott, schwer.

Zum Glück gab es noch ein drittes, nämlich das Ausstreifen, was zwar auch seine schwere Gefahr hatte. Schon seit einiger Zeit war in dem Lazarette eine merkwürdige Unruhe bemerkbar; es kamen neue Verwundete, es wurden Lazarettgegenstände gepackt und fortgeführt, und bald verbreitete sich die Nachricht, die Franzosen hätten bedeutende Verstärkungen erhalten; General Victor sei bis zum Fuße der Sierra Morena vorgeückt. Da waren die Unfern ja ziemlich nahe. Vielleicht hätte ich's nicht gewagt, aber die Hoffnung, meine Erbschaft in Sicherheit zu bringen, bestärkte meinen Entschluß, und so machte ich mich eines Tages, da die Bewachung äußerst mangelhaft war, auf die Strümpfe, und zwar in Begleitung eines Luftbuss von Holländer, der schon viel in der Welt herumgekommen. Die nötigen Kleidungsstücke und Waffen hatten wir uns aus dem Magazin des Lazarett's zu verschaffen gewußt. Es war ein Marich voller Gefahren. Wir liefen bei Nacht und verkrochen uns bei Tage. Dabei lebten wir nur von Feldfrüchten und einigen gestohlenen Hühnern. Um die Schwierigkeiten noch größer zu machen, wußten wir nicht einmal genau, welche Richtung wir zu nehmen hatten, um auf die Unfrigen zu stoßen, und so war es ein Wunder zu nennen, daß wir den unerschwärmenden Partisans nicht in die Hände fielen. Endlich, wenn auch ganz ermattet und herabgekommen, stießen wir auf französische Vorposten, und dabei war es wieder ein Wunder zu nennen, daß es gerade Holländer waren, auf die wir trafen.

Wir wurden freundlichst empfangen, und da wir fast vollständig ausgehungert und fast nackt waren, erst ordentlich herausgefüttert und gekleidet, und dann von dem holländischen General, Chasse hieß er, glaub' ich, auf das genaueste ausgefragt. Da ich in jeder Beziehung bessere Auskunft geben konnte, als mein holländischer Fluchtgenosse, wurde ich mehrmals zum General bestellt, und bei dieser Veranlassung lernte ich einen lahmgeschossenen holländischen Major van Heems kennen, der in den nächsten Tagen die Armee verlassen und in seine Heimat zurückkehren sollte. Eines Tages machte der Herr Major mir den Vorschlag, ihn als Diener nach Holland zu begleiten, statt zum Regiment zurückzukehren. Das war ein Wink des Schicksals. Die Freuden des Kriegslebens hatte ich hinlänglich genossen, um sie vollständig satt zu haben. Dabei

war ich noch immer so schwach, daß ich den Dienst in der Truppe kaum hätte leisten können, und nur die Aussicht gehabt hätte, von einem Lazarett in das andere wandern zu müssen; nein, das war eine miserable Zukunft. Ich besann mich deshalb nicht lange und schlug ein. Jetzt hatte ich auch Hoffnung, meinen sorgsam behüteten Schatz bewahren zu können. Die Genehmigung meines Obersten holte ich nicht ein, es hätte den guten Herrn nur in Verlegenheit gesetzt. Mein Holländer sorgte für einen Militärpaß, und ein paar Tage später ging es nach Madrid zurück, über die Pyrenäen nach Bayonne und von dort der Heimat zu, wenn auch zunächst nach Holland.

In Holland sah es dazumal recht traurig aus. Der König Louis, ein Bruder Napoleons, hatte fast nichts mehr zu sagen, war müßig und dachte ans Abdanken. Der Handel stockte, der englischen Blockade wegen, und so war überall Not und Unzufriedenheit.

Wir gingen direkt nach Amsterdam, wo mein Holländer zu Hause war. Der Herr Major, der längere Zeit mit der Verpflegung der Truppen zu thun gehabt, schien dabei nicht zu kurz gekommen zu sein, er hatte Geld wie Heu und auch sonst noch allerlei Sächchen mitgebracht, die er wohl irgendwo auf einer ungewaschenen Bank gefunden hatte.

Ich begriff nun recht wohl, warum er mich und keinen Holländer mitgenommen hatte, ein solcher hätte möglicherweise nicht reinen Mund gehalten. Nun, mir konnte es einerlei sein; gegen mich war er freundlich und nicht kniderig. Aber noch einen weiteren Vorteil brachte mir der Mann; ich kam durch ihn, der unbeschrien allerlei Dinge an den Mann zu bringen hatte,

in Verbindung mit Handelsleuten, darunter auch mit einem gewissen Salomon, der mit Kunstgegenständen und Juwelen handelte. Diese Gelegenheit benützte ich, und zeigte demselben einmal meinen verborgenen Schatz. Nun war ich, durch die mancherlei Schicksale, die ich durchgemacht, schon so gewitzigt, daß ich dem dunkelblauen Ehrenmanne gleich an dem strahlenden Gesicht und den habgierig blitzenden Augen anah, das Ding müsse etwas ganz Besonderes sein.

Monsieur Salomon betrachtete alles genau, und endlich meinte er, die Steine seien zwar ziemlich wertlos, aber es sei als Altertum immerhin für Liebhaber interessant — er wolle mir 20 Napoleons dafür geben.

Aha — dachte ich, wenn so ein geriebener Fuchs



Edin Wagner

In dieser Kade fand ich ein ledernes, gepreßtes Kästgen.

gleich 20 Napoleons dafür geben will, dann muß der Wert der Ware ein sehr großer sein.

Ich sagte dem Schlaumeier, ich hätte nur seinen Rat einholen wollen, um zu sehen, ob ein Angebot, das mir gemacht, nicht zu nieder sei. Es sei mir mehr dafür geboten.

Nun war der Salomon Feuer und Flamme. Wer der andere sei und wieviel er mir geboten, fragte er. Ich verweigerte jede Auskunft, weil ich Geheimhaltung versprochen.

Nun fing der Salomon an mit meinem Herrn zu drohen. Da lachte ich aber und meinte, mein Herr habe keine Lust, seine Handelsgeschäfte an die Öffentlichkeit zu bringen, und er selbst thue gut, zu schweigen. Kurz und gut, ich ließ den Salomon abfahren.

Ich hatte nun aber mehrere badiſche Landsleute in Amsterdam getroffen, Flößer aus meiner Heimat, sogenannte Hollandgänger.

Einem solchen braven Kerl vertraute ich mich an, und der brachte mich zu einem reichen Holzhändler, der mir versprach, sich bei einem Juwelenhändler zu erkundigen.

Wenige Tage darauf ließ der alte Holzwurm mich kommen.

„Ihr habt einen guten Schick gemacht in Spanien,“ sprach er, „der Juwelenhändler bietet Euch für den mittleren Diamanten allein — nun, was meint Ihr?“

Ich riet auf 1000 holländische Gulden.

Da lachte der Mann und meinte, ich sei ein schlechter Schätzer, das Gebot sei 20000 fl. Ich sollte ja nicht zu billig verkaufen.

Ich war fast erschrocken, als ich dies hörte.

Der Salomon ließ mir die Schwelle ab, er schwor den ganzen Himmel herab, daß er allein mir wohl wolle. Aber all sein Schwagen, den Preis herabzudrücken, nißte ihn nichts. Endlich wurden wir auf 50000 fl. einig, wofür er den ganzen Krenpel erhielt, und sicherlich hat er noch 20—30000 fl. daran profitiert.

Jetzt war ich ein gemachter Mann — nun hieß es überlegen, was ich beginnen sollte. Daß ich vorerst nicht nach Hause zurückkehren konnte, war klar. Ich hätte ja riskiert, zu meinem Regimente zurückgeschickt und am Ende noch bestraft zu werden. In Amsterdam bleiben, wo man mich als Diener gekannt, ging auch nicht. Ich mußte also eine Ortsveränderung eintreten lassen.

Das erste war, daß ich mir feine Kleider, eine goldene Uhr und einen hübschen Ring anschaffte, dann sagte ich meinem Herrn auf, der mir noch ein nettes Stück Geld zum Abschied gab.

Ich hatte demselben weiß gemacht, ich gehe nach

Hause. Dies fiel mir jedoch nicht ein. Ich ging mit der Post nach Spaa in das Bad, wo ich mich in einem Gasthose einquartierte und zugleich eine kleine Untaufe vornahm. Aus dem Karl Hagedorn war nun ein Baron Charles de Hauchecorne geworden. Französisch sprach ich geläufig; Geld hatte ich auch, und frech war ich wie ein Spatz, also fehlte mir nichts zu meinem Fortkommen in der Gesellschaft. Nach Paß und Heimat fragte kein Mensch. In Holland ging alles drunter und drüber. Der König Louis hatte abgedankt und die Franzosen das Land besetzt.

Ich machte bald Bekanntschaften aller Art, Herren und Damen, und ich lebte in Herrlichkeit und Freuden. Unter den Damen war eine Schauspielerin Adrienne de Vermulen — der Kuckuck mag wissen, ob das ihr rechter Name war —, einerlei, das Weibsstück hatte mir's angethan, und ich Egel dachte wirklich daran, sie zu heiraten. Der Rader kostete mich manch schönes Stücklein Geld. Nun, ich hatte es ja, und für die Zukunft sorgte ich nicht, dazu war ich zu leichtsinnig. So schwand die Zeit und leider mit ihr auch mein Geld.

Während dieser Zeit traten allmählich große Veränderungen ein. Mit dem Naps ging es zu Ende, Spanien mußte geräumt werden. Die Alliierten rückten in Frankreich ein und die Badener kamen, nachdem sie von den Franzosen zu guterletzt für Kriegsgefangen erklärt waren, in ihre Heimat zurück. Nun hielt es mich nicht länger. Mein Geld war fast zu Ende, und so zog ich schüßige Kleider an und rückte über Straßburg ein, wo ich in Rehl, als aus französischer Kriegsgefangenschaft

entlassen, mich meldete. Ich hatte mir eine wunderbare Geschichte zusammengeklagen über meine lange Gefangenschaft, die man mir aber glaubte, da damals überhaupt die Zeit der wunderbaren Geschichten war. In den Regimentslisten, in welchen ich eine Zeitlang als »vermißt« geführt war, figurierte ich als; an seinen Wunden verstorben nach dem Gefechte von Villamanrique.

Mein Tod bewahrte mich aber nicht vor dem Schicksale, wieder Soldat werden zu müssen. Ich ward Vataillonstambour bei der Landwehr, machte die Belagerung von Straßburg mit und erhielt dann mit dem Prädikate »gut und als braver Soldat gebietet« meinen Abschied, mit ein paar Gulden Verwundungspension; später bekam ich noch die kaiserliche Kriegsmedaille.

So ist die Geschichte — Sie sind aber der erste, dem ich sie erzähle.“

„Dommerwetter, Hagedorn, das ist ja eine wahre Räuberhistorie. Ich habe immer etwas Besonderes in Euch gewittert, aber den Baron de Hauchecorne hatte



Endlich wurden wir auf 50000 Gulden einig.

ich doch nicht vermutet. Ja aber, Hagedorn, denkt Ihr nicht zuweilen mit Bedauern an die schönen Tage in Spaa zurück?"

„Zurückdenken — ja, das wohl. Es war gar nicht so übel, und wenn ich so an einem Winterabende allein in meinem Nest sitze und mein Klöbchen brennt, dann kommen mir die alten Tage wieder vor Augen.

Aber unzufrieden mit meinem jetzigen Leben, nein, Gott bewahre, das bin ich nicht, nein — nein; doch hören Sie weiter: „Ich hatte noch ein paar Groschen mit heimggebracht, und als sie mich von den Soldaten springen ließen, kaufte ich mir die alte Parade da und ein paar Stücklein Land. Da gerade die Waldhüterstelle frei wurde, bewarb ich mich um dieselbe und hab' sie lange Jahre zur Zufriedenheit aller versehen, und das will was heißen, denn denen oben kann man nie scharf, denen unten nie stumpf genug sein. Aber es machte sich, und als die Knochen zu steif waren zum Holzfreulerfang, gaben sie mir ein anderes Pöstlein, das ganz nach meinem Geschmade ist, das des Maulwurfsfängers, oder, wie sie hier sagen,

des Schermausers. Jetzt hab' ich meinen großen Jagdbezirk und bin mein eigener Herr. Was will ich mehr? Nein, Herr, unzufrieden bin ich nicht, da sei Gott für!"



ADRIENNE DE VERMUYLEN

Ich betrachtete mit Bewunderung den alten Tambour, der den Wandel des Schicksals so ruhig hingenommen und die Rolle des Barons nur als eine närrische Fastnachtsposse in seinem Leben betrachtete.

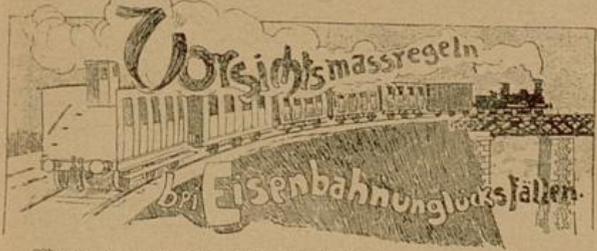
„Gott segne es Euch, Hagedorn, Ihr seid ein hagenbüchener, kräftiger Geselle!"

„Bin ich auch," lachte der Alte. „Aber ich will Ihnen noch etwas zeigen, das letzte, was ich noch besitze von der spanischen Erbschaft."

Damit öffnete er seinen Wandschrant und nahm einen wunderschönen, in Leder gepressten, altertümlichen Deckel heraus, den ein vergoldetes Kreuz schmückte.

„Das war der Deckel des Schatzes und," indem er das Ding herumdrehte, „die schwarze Frage dadrinnen ist das Konterfei der edeln Dame Adrienne de Vermuylen, die mir den Schatz verjübeln half. Mög's ihr gut bekommen sein!"

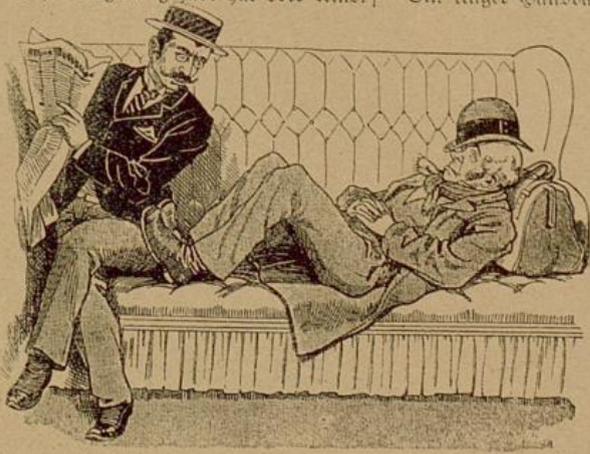
Vorsichtsmaßregeln bei Eisenbahnunglücksfällen.



licher Technik, die ausgiebigsten Erfahrungen in der Eisenbahnunglückspraxis geben dem Weisen Gelegenheit, sich vor jedem Schaden zu schützen. Und wie im Mittelalter sich verständige, christlich gesinnte Leute mit geweihten Ölen und Salben bestreichen, um hieb- und kugelfest zu werden, so kann jeder Reiseunkel von heute sich durch die weiter unten beregten Haus- und Conyemittel quetsch- und bruchfest machen, wenn er eben die hier angegebenen Gegenmaßregeln streng befolgt.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen." Natürlich, Freundiges und Trauriges, Launiges und Schauriges, Aber wer ist denn heutzutage sicher, ohne Unglück auf der Eisenbahn wegzukommen?

Kommen die Gegenmaßregeln. Erstlich in Betreff des Einsteigens.



Ein vorsichtiger Reisender legt sich längelang.

Wer sagt mir gut dafür, daß mein Zug nicht mit einem andern zusammenraffelt, daß die Brücke nicht einstürzt, die Weiche recht gestellt ist? Daß die Bahnschwelle nicht nachgiebt, die Schiene nicht reißt, die Axe ganz bleibt, die Thür nicht unversehens aufspringt? Weiß ich denn, ob ich tot, zerquetscht, krank oder heil wiedertomme?

Nun, gottlob, es ist nicht alles so schlimm, wie es ausschaut. Weil darum der Wissenschaft, die uns Mittel an die Hand giebt, allen Gefahren zu trotzen. Ja, die großartigen Ervingenschaften neuzeit-

Ein kluger Hausvater wählt aus dem ganzen Zuge einen Wagen, der so ziemlich in der Mitte befindlich ist, denn das meiste Unglück kommt eben vorn oder hinten. Das kommt von den Lokomotiven. So eine Maschine hat ein eisernes Herz, kriegt sie nun vollends ihren Koller, so denkt sie, wenn sie ihre Stollgein von weitem auf demselben Geleise sieht: „De, hier ist mein Weg, da hast du nichts zu suchen!" Und die andere schnaubt sie dann regelmäßig an: „Plas da, wo du laufen kannst, hab' ich daselbe Recht!" Oder, wenn sie, tüchtig und hinterlistig genug, von hinten kommt, dann denkt sie: „Du willst mir entlaufen? Wart, ich will dich fassen! Druf, druf, druf!"